

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 49

Artikel: Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier (Fortsetzung)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 49

Basel, 13. Dezember

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzelle. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

Inhalt: Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier. (Fortsetzung.) — Der Flugzeugbeobachter. (Fortsetzung.) — Der optische Signaldienst im Gebirge. — Bücherbesprechungen.

Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier.

(Fortsetzung.)

Aus diesen verschiedenen Auslassungen ist zur Genüge zu ersehen, daß man sich im deutschen Großen Hauptquartier gar nicht immer in der Hurrahstimmung befunden hat, die eine exaltierte Berichterstattung vorzutauschen versuchte, und die auch bei den Neutralen vielfach gläubigen Gemütes aufgenommen worden ist. Jedenfalls war man von der überschwenglichen Stimmung etwas abgekommen, die durch die ersten, allerdings ganz gewaltigen Erfolge erzeugt worden war. Man betrachtete den Stand der Dinge mit dem Augenmaß, das ihm gebührte. So heißt es unter dem 14. November, also nach den aussichtslosen Kämpfen an der Lys: „Ich glaube, auch die maßgebenden Leute haben jetzt die Hoffnung aufgegeben, daß wir im Norden durchstoßen. Wir kommen also nicht nach Calais, wohin ich mit meiner zweiten Marinedivision strebte. Es ist Partie remise und wird wohl so bleiben. Aber spricht nicht darüber. Beide Teile liegen sich im Norden völlig erschöpft gegenüber. Wir haben hier zirka 100,000 Mann im Norden verloren. Neue Korps haben wir nicht einzusetzen. Im Osten steht es nicht ganz schlecht. Wir werden aber auch dahin noch Truppen schieben müssen, weil die Oesterreicher unglaublich sind.“ Also auch hier wieder das immer stärker werdende Mißtrauen gegen Oesterreich.

Aber aus all den angeführten Aeußerungen erhellt auch das Vorhandensein recht verschiedener Meinungen und Strömungen. Neben einem restlosen Optimismus und einer durch nichts gerechtfertigten Unterschätzung der Gegner, besonders Englands, machte sich ein tiefgehender Pessimismus geltend, der mit Recht vor solcher Geringschätzung warnte. So begegnen wir beispielsweise verschiedenen Stellen, in denen, wie das auch in anderen Denkwürdigkeiten geschehen ist, der französischen Feldartillerie hohes Lob gezollt wird. „Von Mann zu Mann ist der Franzose nicht mit unseren Leuten zu vergleichen; aber sie werden ausgezeichnet geführt. Sie haben bessere Feldgeschütze als wir und verstehen sie erheblich besser zu verwenden, sind auch sonst sehr geschickt in der Benutzung des Geländes. . . . Der General v. Einem war der Meinung, die Franzosen würden in offener Feldschlacht nicht gegen uns standhalten. Eine solche

haben wir aber nicht mehr, und dagegen wären die Franzosen ausgezeichnet in der Geländebeutzung, sehr frei von dogmatisch taktischen Lehren, und ihre Geschütze träfen ausgezeichnet.“

Wie die Beurteilungen in sachlichen Dingen oft sehr weit auseinandergegangen sind, so scheint das auch für Personenfragen der Fall gewesen zu sein. Neben Moltke, von dem Tirpitz meint, daß er falsch inspiriert gewesen sei, tritt da zunächst die Persönlichkeit von Falkenhayn in den Vordergrund, der Moltkes Nachfolger gewesen ist und eine Zeit lang neben der Generalstabschefstelle noch das Amt des Kriegsministers bekleidet hat. Von ihm, den der Kaiser als den Führer sämtlicher Armeen bezeichnete, wird gesagt, er habe nicht gefühlt, daß die ganze Orientierung gegen England gerichtet sein müßte. Jedenfalls geht aus verschiedenem hervor, daß das Verhältnis zwischen Tirpitz und Falkenhayn nicht das beste gewesen ist und sich die gegenseitige Abneigung von Tag zu Tag verstärkt hat. „Die absolute Herrschaft hat eben Bethmann und seine Leute, dazu Falkenhayn. Denen bin ich ein Dorn im Auge, und sie lassen mich überhaupt nicht heran. Dagegen bin ich völlig machtlos. Die eigentliche Ursache liegt, abgesehen von der Vergangenheit, in dem Umstand, daß ich nach wie vor an eine wirkliche Verständigung mit England nicht glaube und das Prinzip des Nachlaufens früher und auch jetzt für unzweckmäßig halte.“ Man ersieht hieraus wohl am besten, daß da schon frühere Unstimmigkeiten bestanden haben müssen, die dann unter dem seelischen Drucke des Krieges und seiner weiteren Entwicklung noch tiefer gefurcht worden sind.

Bezeichnend und psychologisch sehr bemerkenswert ist das Vertrauen und die hohe Einschätzung, die Hindenburg und bald auch seinem Stabschef Ludendorff entgegengebracht wird. Schon bald begegnet man Bemerkungen, die dieser Anschauung unverhohlen Ausdruck geben und die Führung im Westen mit der im Osten sehr zu Ungunsten der ersteren vergleichen. „Große Führer sind hier (d. h. im Westen) auch nicht entstanden, abgesehen vom Osten, wo nach Beseitigung der ersten, Hindenburg und sein Stabschef Ludendorff Glänzendes geleistet haben. Wolle Gott, daß es in den nächsten Tagen ihnen wieder gelingen möge. . . . Ob (im Westen) die neue Führung wirklich gut ist, das kann man nicht beurteilen. Vorher war

es sehr schlimm und es sickerte doch langsam durch. Am meisten Ruf hat der Chef des Stabes von Hindenburg, General Ludendorff. Er hat aber jetzt eine sehr schwierige Aufgabe vor sich, da die Bundesbrüder in Galizien äußerst mäßig sind. Napoleon III. hatte recht: „On ne s'allie pas avec un cadavre.“ . . . Gott sei Dank, haben wir im Osten in Hindenburg und Ludendorff wirklich große Führer, und das wird uns vor dem Schlimmsten bewahren. Hier im Westen ist das leider nicht der Fall.“

So ist es dann ganz folgerichtig, daß die einzige Hoffnung auf ein gutes Gelingen des Krieges völlig auf Hindenburg abgestellt wird. „Ich hoffe jetzt vor allem auf Hindenburg. Wir müssen Rußland erst noch einmal schlagen, dann scheint mir ein Abkommen mit ihm möglich, wenn Oesterreich nicht bockig ist. . . Deshalb jetzt alles für Hindenburg, was nur möglich, um mit Rußland Schluß zu machen. . . Dann Hindenburg hieher (d. h. an die Westfront) mit absoluter Vollmacht; der hätte die Position, um alles zu machen, schließlich auf England los, so viel wir können. . . In Konstantinopel, in der Marine, in der Armee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast immer noch bestrebt, nach dem Kaiser zu schielen, der umgeben ist von weichen Leuten. Es gäbe nur ein Mittel, Hindenburg würde Reichskanzler und Chef des Generalstabs und Chef der Admiralität in einer Person. . . Hindenburg wäre die Rettung. Ich kenne ihn persönlich aber nur ganz oberflächlich und habe gar kein Urteil, ob er auch etwas politischen Blick hat. Er soll ein kluger, besonnener Mann sein; der eigentliche Spiritus für die kühnen und gewagten Unternehmungen im Osten soll Ludendorff sein.“

Um Hindenburg persönlich näher kennen zu lernen, hat Tirpitz im August 1915 eine Dienstreise nach Libau dazu benutzt, um von Pleß aus, dem damaligen Standort des deutschen Hauptquartiers, den Feldmarschall in Lötzen zu besuchen. Hierbei scheint man sich etwas näher gefunden zu haben. „Lange Unterhaltung mit Hindenburg und Ludendorff, vollständiges Einvernehmen über die Gesamtlage. Hindenburg sieht keine Aussicht, die Lage autour du roi zu ändern, die Stuckmasse wäre undurchdringlich. Er hat den Kaiser geradezu angefleht, den Ratschlägen (von Falkenhayn) nicht zu folgen. Auch bei der letzten großen Operation in Rußland hat er dringend abgeraten von dem Verfahren, welches immer frontal fortgesetzt wurde, auf diese Weise die Russen selbst entweichen ließ und uns sehr viel Verluste gekostet hat. Nach Ansicht Hindenburg's und Ludendorff's wäre schon vor drei Wochen die ganze russische Armee erledigt, wenn man ihnen gefolgt hätte. Er hat dem Kaiser dem Sinne nach geschrieben, das ganze Volk, welches so Ungeheures geleistet, warte auf seinen Kaiser, traue aber dem Verfahren der Obersten Heeresleitung nicht, alles umsonst! Da kann ich mich nicht wundern, wenn auch ich nichts erreicht habe, nur nimmt Hindenburg doch das Gefühl für sein Lebensende mit, etwas Großes trotzdem geleistet zu haben. Es ist rührend anzusehen, wie das Volk ihn hier auf Händen trägt, jung und alt, Greise und Mütterchen, geschweige die Jugend, machen Front, wo er sich nur blicken läßt. Er kann sich gar nicht bergen vor Blumen. Die Schlichtheit, Treue und

der Charakter, der aus ihm spricht, sind wahrhaft herzerfrischend, wenn man aus der verfluchten Bande in Pleß herauskommt. Ich habe frisch von der Leber weg geredet und er und Ludendorff auch.“

Das Verfahren, von dem Hindenburg abgeraten hat und wobei er gegen Falkenhayn nicht durchgedrungen ist, bezieht sich auf die Operationen, die dem sogenannten Durchbruch bei Gorlice gefolgt sind. Hindenburg und Ludendorff befürworteten damals einen umfassenden Angriff mit dem linken Flügel statt der Verlegung des operativen Schwergewichts auf die rechte Flügelgruppe, was dann bekanntlich nicht hat geleistet werden können und zu reinen Frontalkämpfen ohne großes strategisches Ergebnis geführt hat. Nach Tirpitz hat Hindenburg den Kaiser in Posen beschworen, die Sache anders zu machen. „Der war aber von Falkenhayn aufs genaueste vorher instruiert und sagte ihm, er (Hindenburg) irre sich usw. Jetzt haben wir große Verluste und keineswegs Vernichtung erzielt, wie es durchaus wahrscheinlich war, und treiben langsam und sicher zum Stellungskrieg. Nach den ersten und ausreichenden Erfolgen unten mußten wir unseren Bahnvorteil benutzen und unsere Armeen in Masse auf den äußersten linken Flügel werfen, da der rechte wegen der Distanzen und schlechten Bahnen usw. dazu nicht brauchbar war. Er (Hindenburg) hält dies jetzt noch für richtig, wenngleich die ganz großen Erfolge nicht mehr möglich, und hat noch gestern oder vorgestern eine energische Depesche an Falkenhayn geschickt in diesem Sinne, um ganz loyal zu sein, an Falkenhayn und nicht an den Kaiser. Er hofft, daß Falkenhayn jetzt vielleicht doch den Gedanken aufgreift. Ist das Ganze nicht furchtbar? Hier hat man die Leute und Führung, die alles in Ordnung bringen würden, und zum höchsten Ruhm vom Kaiser selbst die überwältigenden Siege herbeiführen würden, und man schiebt sie absichtlich beiseite.“ Wer mit dem Verlaufe des Feldzuges näher bekannt ist, weiß, daß die hier genannten Voraussetzungen tatsächlich eingetroffen sind, aus dem anfänglichen Siegeslauf ist nach und nach wie an der westlichen Front ein langwieriger Stellungskrieg geworden.

Schon durch diese wenigen Bemerkungen wird bestätigt, was man seiner Zeit als offenes Geheimnis überall hören konnte, daß nämlich trotz der Siege bei Tannenberg und in Masuren Hindenburg dem Kaiser nicht näher getreten war. Nach Tirpitz hat Hindenburg zu ihm selbst gesagt, als von der Huldigung der Bevölkerung die Rede war: „Ja, die Leute sind rührend, aber ich würde gern darauf verzichten, wenn mein kaiserlicher Herr mich weniger distanzierte.“ Zwischen den bis jetzt siegreichsten Führer und seinen Kriegsherrn hatte sich Falkenhayn geschoben, der des letzteren ganzes Zutrauen besaß und damit das Heft vollständig in der Hand hatte. „Gruppe Hindenburg, Gruppe Prinz Leopold, Gruppe Mackensen, alles wird eingestellt auf Falkenhayn.“

Man hat hier wieder eines von den Beispielen, die beweisen, daß mit den Faktoren Raum, Zeit und Zahl zur Beurteilung kriegerischer Vorkommnisse allein nicht auszukommen ist, sondern daß sich noch Umstände und Elemente einschieben, die gänzlich unmeßbar sind. Es ist unverkennbar, daß sich bald nach den Siegen Hindenburgs in

Ostpreußen und in Verbindung mit der unerfreulichen Lage, in die man durch den Rückschlag an der Marne und das Versagen der Offensive in Flandern an der Westfront geraten war, im Großen Hauptquartier eine Strömung bemerkbar gemacht hat, die in der Berufung Hindenburgs und seines Stabschefs zu Leitern der Operationen die beste Aushilfe erblickte. Aber diese Strömung vermochte nicht durchzudringen und zwar nicht nur deshalb, weil man in der Armeeführung ein „absolutes Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen“ hatte, sondern weil beim obersten Kriegsherrn Falkenhayn mehr Geltung hatte als Hindenburg. Wie weit hier persönliche Motive mitspielen mochten, läßt sich noch nicht erweisen. Andererseits muß aber auch gesagt werden, daß das kaiserliche Vertrauen mit Falkenhayn keinem Unwürdigen und Unberufenen zu Teil geworden ist, denn dieser hat sowohl als Chef des Generalstabes wie später als Armeeführer im rumänischen Feldzuge vollständig seinen Mann gestellt. Auch ist durch das Vorhandensein der genannten Strömung der Beweis noch keineswegs erbracht, daß mit dem Ersatze Moltkes durch Hindenburg statt durch Falkenhayn die Lage im Westen eine durchaus andere Gestaltung angenommen hätte. Das läßt sich so wenig behaupten, wie behauptet werden darf, daß 1866 der Kriegsausgang ein ganz anderer geworden wäre, wenn man Benedek in seiner Stellung als Kommandant der österreichischen Streitkräfte in Oberitalien belassen und Erzherzog Albrecht zum Befehlshaber der österreichischen Nordarmee designiert hätte. Aber so viel geht jedenfalls aus diesen Stimmungen und Strömungen hervor, daß es zwischen der Kriegsleitung in Ost und West nicht ohne erhebliche Reibungen abgegangen ist und diese sicherlich auf die eigentümliche Gestaltung der Kommandoverhältnisse an der östlichen Front nicht ohne Rückwirkung geblieben sind.

Noch tiefere Unstimmigkeiten sind durch die Verwendung der Seestreitkräfte entstanden. Hier ist es in erster Linie die verhältnismäßige Passivität der Schlachtflotte gewesen, die starke Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen hat. Sie hat Tirpitz zu dem Ausrufe veranlaßt: „Da liegt eine Flotte von 40 gepanzerten Schiffen, davon mehr als die Hälfte Ueberdreadnoughts, über 100 Torpedoboote, und verrostet im Hafen, während Deutschland in einem Existenzkampf sich befindet.“ Sie sind es auch gewesen, die schließlich im März 1916 zu seinem Rücktritt geführt haben.

Tirpitz hat von Kriegsbeginn an ein aktives Eingreifen der deutschen Hochseeflotte verlangt. „Unsere Seemacht war im Jahr 1914 zwar schon sehr beträchtlich, aber zur sicheren Erfüllung des für Krieg und Frieden geltenden Risikoprinzips noch nicht reif; sie war noch in voller Entwicklung begriffen, als sie den fünf größten Seemächten gegenübergestellt wurde, zu denen 1917 noch Amerika hinzutrat. Trotz allem bin ich auch heute noch der Ueberzeugung, und das ist das Tragische an dem Endergebnis: die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht worden wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungsstand, das Material dem englischen überlegen. Das sichtbarste Zeichen für den militärischen Wert unserer Flotte und die hohe Einschätzung

ihrer Leistungsfähigkeit durch den Gegner lag wohl in der Tatsache, daß die Engländer, je länger der Krieg dauerte, desto bestimmter einen Zusammenstoß mit ihr vermieden. Sie haben trotz immer wachsender Ueberlegenheit unsere Streitkraft niemals mit Vorbedacht angegriffen. Kein Zusammenstoß ist von ihrer Seite gesucht. Unsere Flotte ist schließlich von derselben Krankheit erfaßt worden, von der ganz Deutschland verseucht wurde. Wenn sie auf den großen Schiffen einige Tage früher als in der Armee und offensichtlicher in die Erscheinung getreten ist, so liegt ein wesentlicher Grund hiefür in den engen Beziehungen, die sich auf den Werften zwischen den verhetzten Arbeitermassen und dem Schiffspersonal, namentlich den Heizern, herausbilden konnten. Diese parteipolitische Bewegung, deren Leitung in Berlin saß, wurde von der damaligen Reichsleitung geduldet.“

(Schluß folgt.)

Der Flugzeugbeobachter.

Von H. Voorwalt,

niederländischer Oberleutnant der Infanterie.

(Fortsetzung.)

Dazu bedarf er gründlicher *technischer Kenntnisse*. Er muß sowohl Bau, Einrichtung und Bestimmung der verschiedenen Teile des Flugzeuges und die Funktionen des Motors kennen, als imstande sein, bei der Behebung von allfälligen Störungen behilflich zu sein. Die Funktion der Zündungsvorrichtung, den Lauf der Benzin- und Oelleitungen muß er kennen. Die Handhabung der verschiedenen Einrichtungen zur Steuerung und beim Landen dürfen ihm nicht fremd sein.

Die Ueberzeugung, stets zu wissen was im Falle der Not zu tun ist, gibt die Grundlage zum Vertrauen in das Flugzeug, das Vertrauen, welches für ein erfolgreiches Auftreten als Flugzeugbeobachter unentbehrlich ist. Es ermöglicht ihm, bei Erteilung und Ausführung von Aufträgen an die Leistungsfähigkeit seines Apparates nicht zu hohe Anforderungen zu stellen; vor dem Fluge mit dem Führer sachverständig die Betriebssicherheit aller Teile nachzuprüfen; während des Fluges auftretende Störungen, durch Treffer verursachte Beschädigungen, soweit möglich zu beheben; nach Notlandungen dem Führer bei der Vornahme kleiner Reparaturen hilfreiche Hand zu bieten; im Falle, daß der Führer erschossen wird, das Flugzeug möglichst noch zu landen und bei gefährlichem Brande (z. B. infolge Treffers in das Benzinreservoir oder Brand des Vergasers) Herr der Lage zu bleiben.

Sekunden können hier über Leben oder Tod der Insassen entscheiden, oft kann nur blitzschnelles Handeln noch Rettung bringen; dabei muß man sich aber auch vollständig auf sein eigenes Können verlassen können. Ein solches *technisch-taktisches Zusammenarbeiten* und gegenseitiges Ergänzen von Beobachter und Führer in zweisitzigen Flugzeugen und der gesamten Besatzung in größeren bildet mit dem gegenseitigen Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Andern die Grundlage für gute Erkundungsergebnisse. Die in gemeinsamer Not und Gefahr durchgemachten Stunden schmieden ein Band treuer Kameradschaft, und nur im Notfalle wird man eine so zusammengeschweißte Mannschaft trennen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob